Nummer 79 Dienstag, 6. April 1926

Berliner Familien-Zeitung

Lockruf des Goldes

ROMAN VON JACK LONDON

[46. Fortsetzung.] UEBERSETZT VON ERWIN MAGNUS [Nachdruck verboten.]

Er starrte sie bezaubert an. Sie hatte eine so freie, knabenhafte Art, den Kopf zurückzuwerfen. Und ihre Zähne entzückten ihn immer wieder. Sie waren nicht gerade klein, aber regelmäßig, stark und tadellos, und er war überzeugt, daß es die gesundesten, weißesten und schönsten Zähne waren, die er je gesehen hatte.

Erst als sie aufgehört hatte zu lachen, konnte er fortfahren.

„Das Fährsystem zwischen Oakland und San Francisco ist der elendeste Einspännerbetrieb in den ganzen Vereinigten Staaten. Sie benutzen die Fähre ja täglich, sechsmal in der Woche. Das macht vierundzwanzig Tage im Monat, oder mehr als dreihundert im Jahr. Wie lange brauchen Sie jedesmal dazu? Wenn Sie Glück haben, vierzig Minuten. Ich will Sie in zwanzig Minuten übersetzen. Wenn das nicht zwei Minuten wachsen lassen heißt, wo früher nur eine wuchs, dann will ich mir den Kopf abhauen lassen. Ich will Ihnen jedesmal zwanzig Minuten ersparen. Das heißt vierzig Minuten täglich, mal dreihundert, gleich zwölftausend Minuten jährlich — nur für Sie, für einen einzigen Menschen. Das sind rund zweihundert Stunden. Und nun denken Sie, daß wir tausenden von Menschen ebenfalls diese zweihundert Stunden ersparen — das lohnt sich doch nicht wahr?"

Dede konnte nur atemlos nicken. Sie ließ sich von seiner Begeisterung mitreißen, wenn sie auch noch nicht verstand, wie diese große Zeitersparnis erzielt werden sollte.

„Kommen Sie", sagte er. „Lassen Sie uns auf diese Anhöhe reiten, und wenn ich Sie oben habe und Sie etwas sehen können, will ich Ihnen die Geschichte erklären."

Ein schmaler Pfad führte zu dem trockenen Bette des großen Canons hinab, den sie überschreiten mußten, ehe sie den Aufstieg beginnen konnten. Der Abhang war steil und mit dichtem Gestrüpp und Buschwerk bedeckt, durch das die Pferde mühsam stolperten. Bob, der solche Verzögerungen nicht leiden konnte, wandte sich plötzlich um und versuchte an Mab vorbeizukommen. Die Stute wurde seitwärts in das dichte Gestrüpp gedrängt und wäre beinahe gestürzt. Die Schenkel beider Reiter wurden zwischen die Pferde geklemmt, und als Bob nun den Hügel hinunterjagte, wäre Dede fast abgeworfen worden. Daylight zwang sein Pferd auf die Hinterhand und zog gleichzeitig Dede wieder in den Sattel. Zweige und Blätter regneten auf sie herab, und sie kamen aus einer Klemme in die andere, bis sie schließlich, stark mitgenommen, aber glücklich und froh erregt, den Gipfel erreichten. Hier versperrte kein Baum die Aussicht. Der Hügel, auf dem sie standen, sprang aus der Reihe heraus, so daß sie nach drei Seiten freie Aussicht hatten. Auf dem Flachlande zu ihren Füßen lag Oakland, und auf der anderen Seite der Bucht war San Francisco zu sehen. Zwischen den beiden Städten konnten sie die weißen Fährboote auf dem Wasser erblicken. Zu ihrer Rechten befand sich Berkeley, und links lagen die verstreuten Dörfer zwischen Oakland und San Leandro. Gerade vor ihnen war Piedmont, dessen Häuser zwischen Aeckern verstreut lagen, und von dort wogte das Land bis nach Oakland hinüber.

„Sehen Sie", sagte Daylight mit einer umfassenden Armbewegung. „Hunderttausend Menschen wohnen dort, aber warum sollte nicht eine halbe Million dort wohnen? Da haben wir die Möglichkeit, fünf Menschen wachsen zu lassen, wo jetzt einer wächst. Das ist in wenigen Worten mein Plan. Warum wohnen nicht mehr Leute in Oakland? Weil die Verbindung mit San Francisco schlecht und, nebenbei, weil Oakland eingeschlafen ist. Leben läßt sich dort viel besser als in San Francisco. Gesetzt, ich kaufe jetzt alle Straßenbahnen in Oakland, Berkeley, Alameda, San Leandro und den übrigen Orten — brächte sie unter einen Hut, unter eine tüchtige Leitung? Gesetzt, ich verkürze die Fahrzeit nach San Francisco um die Hälfte, indem ich einen großen Damm fast bis nach Goat Island hinaus baue und ein Fährsystem mit ganz modernen Booten einrichtete? Nicht wahr, die Leute würden sich daran gewöhnen, auf dieser Seite zu wohnen? Sehr schön. Dann brauchen sie aber auch Grund und Boden. Augenblicklich ist der Boden noch billig. Warum? Weil es hier noch keine Eisenbahnen, elektrische Bahnen oder andere schnelle Verbindungen gibt, und weil keiner ahnt, daß sie bald kommen werden. Ich will sie bauen. Das wird die Preise für den Boden in die Höhe schrauben. Sobald die Leute dann die verbesserten Fähren und anderen Verkehrserleichterungen sehen, werden sie kaufen wollen, und dann verkaufe ich ihnen die Grundstücke.

Sie sehen, ich mache den Boden wertvoll, indem ich die Bahnen baue. Dann verkaufe ich die Grundstücke und bekomme meine Auslagen wieder, und dann habe ich noch die Bahnen, die die Leute hin und her transportieren und viel Geld bringen. Ich kann nicht verlieren. Es sind Millionen daran zu verdienen. Ich will mir Grund und Boden am Strande sichern. Vielleicht zwischen dem alten Damm und der Stelle, wo ich den neuen bauen will. Da ist das Wasser seicht. Ich kann es zuschütten, dränieren und Docks für Hunderte von Schiffen anlegen. Die Reede von San Francisco ist überfüllt. Kein Platz mehr für Schiffe. Wenn Hunderte von Schiffen auf dieser Seite gerade an der Eisenbahn laden und löschen, werden hier Fabriken entstehen, statt drüben in San Francisco. Das bedeutet Fabrikbauplätze. Das bedeutet, daß ich Fabrikbauplätze aufkaufe, ehe ein Mensch eine Ahnung davon hat, daß die Katze aus dem Sack ist, und noch weniger, wie sie springen wird. Fabriken bedeuten Tausende von Arbeitern mit ihren Familien. Das bedeutet wieder mehr Häuser und Grundstücke, und das heißt wieder für mich, daß ich da sein werde, um ihnen die Grundstücke zu verkaufen. Und Tausende von Familien bedeuten Tausende von Groschen täglich für meine elektrische Bahn. Die wachsende Bevölkerung bedeutet mehr Läden, mehr Banken, von allem mehr. Das heißt für mich wieder, daß ich mit Grundstücken für Geschäftshäuser und für Privathäuser zur Stelle sein werde. Was meinen Sie dazu?"

„Aber wie wollen Sie das alles machen?" fragte Dede. „Sie haben doch nicht Geld genug für alle Ihre Pläne?"

„Ich habe dreißig Millionen, und wenn ich mehr brauche, kann ich den Boden oder andere Werte beleihen. Die Hypothekenzinsen werden längst nicht die Wertsteigerung der Grundstücke verschlingen, und ich werde ja auch immer schon welche davon verkaufen."

In den folgenden Wochen war Daylight stark in Anspruch genommen. Die meiste Zeit verbrachte er in Oakland und kam nur selten ins Bureau. Er dachte daran, das Bureau nach Oakland zu verlegen, mußte aber erst, wie er zu Dede sagte, den heimlichen, vorbereiteten Feldzug zu Ende gebracht und den Boden aufgekauft haben. Sonntag auf Sonntag sahen sie bald von diesem, bald von jenem Gipfel auf die Stadt und ihre noch ländlichen Vororte hinunter, und er zeigte ihr seine letzten Erwerbungen. Zuerst waren es verstreute Ländereien, aber mit den Wochen wurden die Grundstücke, die ihm nicht gehörten, immer seltener, bis sie schließlich wie Inseln dalagen, die von allen Seiten von seinem Grund und Boden umgeben waren.

Es hieß schnell und angestrengt arbeiten, denn Oakland und Umgegend begannen natürlich bald, das riesige Aufkaufen zu spüren. Aber Daylight hatte bares Geld, und schnelles Handeln war immer seine Art gewesen. Ehe die anderen etwas von dem bevorstehenden Aufschwung ahnten, hatte er in der Stille schon vieles vollbracht. Während seine Agenten Edgrundstücke und ganze Häuserblocks im Herzen des Geschäftsviertels aufkauften, hatte er sich gleichzeitig von der Stadtverwaltung Privilegien erteilen lassen, die beiden ruinierten Wasserwerke und die acht, neun unabhängigen Straßenbahnlinien beschlagnahmt und seine Hand nach der Bucht von Oakland und dem Strande für seine Docks ausgestreckt.

14. Kapitel.

Monatelang vergrub Daylight sich in der Arbeit. Die Ausgaben waren ungeheuer, und vorläufig hatte er keine Einnahmen. Außer mit einer allgemeinen Steigerung der Bodenwerte hatte Oakland nicht auf sein unerwartetes Auftreten auf der Finanzbühne reagiert. Die Stadt wartete ab, was er tun würde, und er verlor darüber keine Zeit. Die besten Köpfe wurden von ihm für die verschiedenen Arbeitszweig angeworben. Mit Leuten, die die Sache verkehrt angriffen, hatte er kein Mitleid, und er war fest entschlossen, auf die rechte Weise anzufangen. So engagierte er Wilkinson, indem er sein an sich schon hohes Gehalt verdoppelte, holte ihn sich aus Chicago, damit der die Organisation der städtischen Eisen- und elektrischen Bahnen übernahm. Tag und Nacht wurde in den Straßen gearbeitet, und Tag und Nacht rammten die Arbeiter mächtige Pfähle in den Schlamm der Bucht von San Francisco.

(Fortsetzung folgt.)

Berufliche Augenerkrankungen und ihre Vermeidung

Von Dr. Hans Lachmann

Immer mehr und mehr ergreifen die Maschinen von dem menschlichen Leben Besitz, von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Erwerbstätigen, die in der Zusammenarbeit mit der Maschine ihr Brot sich verdienen müssen. Damit nimmt auch — trotz aller Schutz- und Vorsichtsmaßnahmen — die Zahl der Unfälle dauernd zu, die somit eine steigende soziale Bedeutung gewinnen. 8 Prozent aller entschädigungspflichtigen Unfälle betreffen Augenverletzungen. Der größere Teil von ihnen ist durch Fremdkörper bedingt, der Rest umfaßt Verbrennungen, Quetschungen und Verätzungen. Und diese Zahl ist immer noch klein im Vergleich mit der großen Menge leichter im Betriebe vorkommender Augenverletzungen, die, weil sie ohne Folgen verlaufen, nicht entschädigungspflichtig sind. Am bekanntesten ist die Verletzung durch einen Fremdkörper, der entweder unter das Lid geraten ist oder sich in Lederhaut und Hornhaut eingespießt oder eingebrannt hat. Die kleinen Stäubchen, die unter dem Lide sitzen, lassen sich leicht entfernen und bedeuten nur dann eine Gefahr für das Auge, wenn in diesem gefährliche Keime vorhanden sind, also vor allen Dingen bei Tränensackerkrankungen. Die Horn- und Lederhautfremdkörper sind meistens Zunder oder Schwefel, die in glühendem Zustande sich im Auge einbrennen. Nicht genug kann davor gewarnt werden, die Entfernung solcher Fremdkörper durch Unberufene vornehmen zu lassen: mit einem Messer, Zahnstocher oder Stückchen Papier wird dann der Fremdkörper entfernt, und der Schaden scheint gehoben. Aber immer wieder beobachtet man, daß als Folge solcher Eingriffe große, sehr schmerzhafte Hornhautverletzungen sich zeigen oder gar schwere Hornhautgeschwüre auftreten. Dann bedarf es einer langen ärztlichen Behandlung, und der Erkrankte empfindet schmerzlich den Arbeitsausfall. Folgen, die vermieden worden wären, wenn von vornherein der Fremdkörper von kundiger ärztlicher Hand entfernt worden wäre.

Nächst den Metallsplittern sind es vornehmlich Steinsplitter bei Steinbruch- und Bergwerksarbeitern, Steinklopfern usw., die die Augen gefährden. Das spielt besonders eine Rolle bei Dynamitsprengungen, da dann die Wucht der Sprengstücke sehr groß ist. Als ernst ist jede Verletzung zu betrachten, bei der der Fremdkörper nach Zerstörung der Augenhöhle ins Augeninnere eingedrungen ist, und jede Minute ist hier kostbar, um die der Patient früher in schwierige Behandlung kommt. Das Schicksal des Auges, das in jedem Falle in höchstem Grade bedroht ist, hängt hierbei ab einmal von der Natur des Fremdkörpers und zweitens von den Keimen, die der eindringende Splitter mit sich führt, oder die sich bereits in der Bindehaut befinden. Sind diese Keime Eitererreger, so ist das Auge fast immer verloren und muß meistens sogar entfernt werden, um das zweite Auge nicht zu gefährden.

Am günstigsten sind im allgemeinen Eisensplitter zu bewerten. Eisen ist bekanntlich magnetisch, und seit der Einführung des großen Elektromagneten in der Augenheilkunde gelingt es in den meisten Fällen, sie mit seiner Hilfe aus dem Auge herauszuziehen. Besonders konstruierte Apparate ermöglichen es dem Augenarzt, die genaue Lage des Eisensplitters in dem Auge festzustellen. Auch die Röntgen-Photographie leistet hier mitunter gute Dienste. Das Schicksal des Auges und seine Sehschärfe hängt dann nach der Entfernung des Eisensplitters neben der Entzündungsgefahr von Verletzungen ab, die der Fremdkörper gemacht hat.

Der Krieg hat uns mit einer bis dahin unbekannten Verletzungsart des Auges bekannt gemacht, nämlich der durch Kupfersplitter, die man früher für nicht allzu gefährlich hielt. Wir wissen jetzt, daß ein im Auge befindlicher Kupfersplitter ebenso wie ein nicht entfernter Eisensplitter noch nach vielen Jahren schwere, das Sehen zerstörende, Veränderungen hervorruft. Glassplitter können häufig lange vom Auge ohne schwere Beeinträchtigung des Sehens vertragen werden.

Selten kommt es vor, daß beide Augen verletzt werden; aber jede Entzündung eines verletzten Auges gefährdet auch das andere und kann so indirekt zu einer fast vollkommenen Erblindung führen.

Wenn wir so die schweren Folgen von Augenverletzungen übersehen, so müssen wir mit aller Kraft danach streben, sie nach Möglichkeit einzuschränken. Das wichtigste hierbei ist die immer wieder von neuem erfolgende Aufklärung der Arbeiter, der Hinweis auf die Gefahren der Verletzung und die Mahnung zur Vorsicht. Gewiß führen Schutzbrillen bei der Arbeit; aber mancher Unfall wäre zu vermeiden, wenn ihr allgemeiner Gebrauch üblich wäre. — Bei Steinhauern müssen die Arbeitsplätze der einzelnen Arbeitenden so weit voneinander entfernt sein, daß der eine Arbeiter seinen Nachbarn nicht durch seine Splitter gefährdet. Für die Tätigkeit im grellen Licht gibt es dunkle Schutzbrillen, die das Auge vor der Einwirkung greller Lichtstrahlen schützen. Die Arbeitgeber sind verpflichtet, dem Arbeiter solche Schutzbrillen zu liefern, und die Aufklärung der Arbeiter muß dafür sorgen, daß trotz aller Unbequemlichkeiten und zweifelloser Nachteile, die solche Schutzbrille hat (Beschmutzung der Brille durch Staub, Rauch und Schweiß und Behinderung des Sehens), von ihnen Gebrauch gemacht wird.

Dann steht es zu hoffen, daß die Zahl der Verletzungen, die das edelste Sinnesorgan des Menschen, das Auge, treffen, in der kommenden Zeit — auch bei Zunahme der Maschinenarbeit — abnimmt.

Erstens kommt es anders...

„An einer Humoreske von mir sind einmal zwei Menschen gestorben", sagte unser Freund Knopp, genannt Pippin der Kahle — denn sein kleiner runder Schädel war fast ohne Haare, weil ihm die — uns gesagt! — die Weiber ausgerissen hatten. Wir saßen mit Pippin Knopp in unserer Bodega zusammen, lauschten seinen Erlebnissen und lächelten, wenn er gar zu heftig ins Aufschneiden kam. Wie jetzt beispielsweise.

Unsere Heiterkeit machte Pippin den Kahlen nicht irre. „Die Sache", sagte er, die Shagpfeife mit dem angebräunten andalusischen Mädchenkopf aus Meerschaum frisch stopfend, „liegt noch keine zwei Lenze zurück. Die Humoreske war mir großartig gelungen — ich muß geradezu dabei „des Gottes voll" gewesen sein, wie wir Dichter sagen; denn es werden natürlich auch viele Humoresken sozusagen auf kaltem Wege hergestellt. Meine indes war so fein, daß der reiche Herr Meulen, Schnürsenkelmilliardär von Beruf, sich bei der Lektüre vor Lachen derartig im Stuhle wälzte, daß ihm ein halber Hummer, den er gerade als erstes Frühstück verzehrte, in die falsche Kehle geriet. Meuler wurde violettblau, schlug mit dem Stuhl um und wurde tot hinweggetragen.

„Das wäre also Nummer eins", stellte Kollege Phisfidelloch fest.

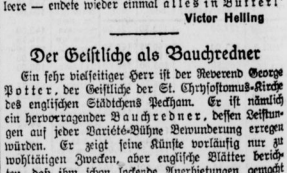
„Sie sind im Irrtum, lieber Phisfidelloch", widersprach Pippin der Kahle. „Aber unterbrechen Sie mich ruhig weiter!"

„Das wird niemand wagen", sagte ich. Knopp nickte über seine Pfeife hin. „Das waren ja nun, mit Verlaub zu sagen, zwei richtige Taugenichtse, die beiden Schwestersöhne, die man in irgendeiner Nachbar vom Ableben ihres Erbonkels verständigte. Sie waren die einzigen nahen Verwandten des reichen Meulen. Daß die nicht groß Tränenbäche haben rieseln lassen, brauche ich wohl nicht zu erzählen? Diese beiden Windbeutel waren buchstäblich lachende Erben. Sie hatten nur die einzige Sorge, den toten Onkel möglichst rasch bestatten zu lassen. Im Wurppdich ging's mit der sterblichen Hülle im Auto zum Tore hinaus.

Aber, wie so oft: erstens kommt es anders, zweitens als man denkt. Sie hatten in der ersten Freude dem Chauffeur ein paar Pullen Champagner bedeiert, und nun sollte sich das rächen. Wie denn überhaupt diese Geschichte von Rechts wegen in ein moralisches Lesebuch gehört! Mein Herr Chauffeur nämlich sieht unterwegs irgend etwas doppelt, will ausbiegen und fährt das Auto gegen eine Platane.

Er selbst kam mit dem Schrecken davon. Die beiden Neffen blieben tot in der Allee liegen. Der Wagen war zur Hälfte zertrümmert.

Hingegen war der Sarg mit Meulen nach hinten beim Zusammenprall unsanft zur Erde geglitten. Der Deckel sprang auf, und — Sie werden mir's nicht glauben! — der gute Meulen, der nur scheintot war, steht plötzlich da, gibt den oben erwähnten



halben Hummer von sich und lacht ... jawohl, meine Herren! lacht über meine feine Humoreske!

Na, er konnte ja auch lachen. Er verdient noch heute glänzend mit seinen Schnürsenkeln. Kurz und gut: genau wie bei meinen Humoresken, meine Verehrten, auf deren Wohl ich hiermit meinen Becherleere — endete wieder einmal alles in Butter!"

Victor Helling

Der Geistliche als Bauchredner

Ein sehr vielseitiger Herr ist der Reverend George Potter, der Geistliche der St. Chrysostomus-Kirche des englischen Städtchens Peckham. Er ist nämlich ein hervorragender Bauchredner, dessen Leistungen auf jeder Variété-Bühne Bewunderung erregen würden. Er zeigt seine Künste vorläufig nur zu wohltätigen Zwecken, aber englische Blätter berichten, daß ihm schon lockende Anerbietungen gemacht worden sind, seine Bauchrednergabe einem größeren Publikum vorzuführen, das für diese „geistliche Prozession" gewiß viel Interesse haben würde.

Die Zerstörungswut des Magenkranken. Die Polizei von Milwaukee sucht einen Mann, der an Glatze, Zahnlosigkeit und Magenbeschwerden leidet. Das ist nämlich das einzige, was sie von dem Unbekannten weiß, der bei Frau Mary Kramer eines Mittags erschien, um ein Zimmer zu mieten. Er zahlte einen Dollar an und verschwand am Abend wieder. Als Frau Kramer am Morgen ihren Mieter wecken wollte, fand sie die ganze Zimmereinrichtung zertrümmert; an den Täter erinnerte nur noch ein Päckchen mit Magenpillen, das er in der Eile vergessen hatte.